



Leseprobe

Maja Böhler

Die Wehenschreiberin Geschichten aus dem Kreißsaal

»Ich liebe diese Kolumne. Bitte unbedingt als Buch rausbringen!« *Leserfeedback*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 272

Erscheinungstermin: 21. Januar 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Kreißsaal ist die größte Bühne der menschlichen Existenz, Tag für Tag bringt er Menschen im Ausnahmezustand zusammen. Die Hebamme und „Wehenschreiberin“ Maja Böhler ist immer an vorderster Front dabei. In ihrem Berufsalltag bekommt sie es mit Whatsapp schreibenden Gebärenden unter Presswehen und ambitionierten Vätern zu tun, die splitternackt zu ihrer Frau in die Wanne steigen. Sie erlebt irrwitzige Vornamensdiskussionen zwischen Eltern mit, die sich am Ende doch für Kevin entscheiden, und wird Zeugin vom ergreifendsten Lebensmoment von Paaren und Alleingebärenden. Neben den großen Gefühlen erzählt die Wehenschreiberin aber auch von den Tragödien, die sich vor ihren Augen abspielen, von Totgeburten, extremen Frühchen, Erschöpfung, Zeitmangel und Bürokratie. Ein einzigartiger Blick hinter die Kulissen: emotional, dramatisch und komisch zugleich. Das Buch zur »Hebammenkolumne« aus dem SZ-Magazin, von zahlreichen Fans heiß und innig geliebt!



Autor

Maja Böhler

Maja Böhler (Pseudonym), 34, arbeitet als Hebamme in einem großen Universitätsklinikum im süddeutschen Raum und in Teilen selbstständig, etwa um Familien bei der Nachsorge zu unterstützen. Sie hat ursprünglich Jura studiert und war kurz davor, eine Stelle in einer Unternehmensberatung anzunehmen, bevor sie sich entschloss – wie einst ihre Urgroßmutter – die Ausbildung zur Hebamme zu beginnen. Mit ihrer Kolumne auf SZ-Magazin.de begeistert sie seit Mai

Das Buch

Als Hebamme hat es Maja Böhler täglich mit einem Kaleidoskop an Menschen in Extremsituationen zu tun: mit Müttern, die unter Presswehen noch WhatsApps schreiben; mit Vätern, die beherzt und splitternackt zu ihrer Frau in die Wanne steigen; mit rasenden Taxifahrern und campierenden Großfamilien. Sie ist Zeugin endloser Vornamensdiskussionen, die in kuriosen Fünf-Wort-Gebilden enden, und hautnah dabei, wenn Paare und Alleinstehende das Wunder der Geburt erleben. Sie erzählt auch von den schwierigen Seiten ihres Berufs, von todtraurigen Schicksalen genauso wie von Bürokratie, Zeitmangel und Erschöpfung. Ein einzigartiger Blick hinter die Kulissen: unverblümt, emotional, mitfühlend und komisch. Das Buch zur Kolumne des SZ-Magazins – mit vielen unveröffentlichten Folgen.

MAJA BÖHLER
MIT ANNABEL DILLIG

DIE WEHEN-
SCHREIBERIN

*Geschichten aus dem
Kreißaal*

GOLDMANN

INHALT

EINLEITUNG - <i>Maria und Josef 2018</i>	9
AUF UROMAS SPUREN - <i>Eine Geschichte vom Anfang</i>	22
WAS HEISST PRESSEN AUF RUMÄNISCH? - <i>Über Sprachbarrieren im Kreißsaal</i>	29
»SCHATZ, MACH DICH DOCH SCHON MAL UNTENRUM FREI!« - <i>Über ambitionierte Väter</i>	35
IMMER NUR BRÜTEN - <i>Über das Nase-voll-Syndrom</i>	41
BLUT, SCHWEISS UND KÄSESCHMIERE - <i>Über Körperflüssigkeiten</i>	48
ARTHUR LEBT - <i>Über eine extreme Frühgeburt</i>	54
DAMM RIGHT! - <i>Über Geburtsverletzungen</i>	59
»ER SOLL INTERNATIONAL KLINGEN!« - <i>Über die Wahl des Vornamens</i>	69
BAUCHGEFÜHL - <i>Über meine Berufswahl</i>	75
»ER WIRD NICHT SCHREIEN, ODER?« - <i>Über eine Totgeburt</i>	81

NO MILK TODAY – <i>Über Schwierigkeiten beim Stillen</i>	87
»MAMA SCHAFFT DAS SCHON« – <i>Über rasante Geburten im Auto</i>	92
KINDERÜBERRASCHUNG – <i>Über eine 13-jährige Mutter</i>	98
»ICH MÜSSTE MICH MEHR FREUEN, ABER ICH KANN NICHT« – <i>Über Wochenbettdepression</i>	104
TO PDA OR NOT TO PDA, DAS IST HIER DIE FRAGE – <i>Über Schmerzen</i>	111
»ICH HABE GESAGT, ICH WILL ES ALLEINE SCHAFFEN« – <i>Über eine Schwangere ohne Partner</i>	116
EIN FALL FÜR DIE COUCH – <i>Über eine Hausgeburt</i>	121
»WAS WIR DEN ELTERN SAGEN, WIRD EINE ZÄSUR SEIN« – <i>Über eine unentdeckte Trisomie 21</i>	126
AM LIMIT – <i>Über die Gefahr von Burn-out in meinem Beruf</i>	132
BESSER SPÄT ALS NIE – <i>Über Muttersein mit 55</i>	138
ANDERE LÄNDER, ANDEREN WEHEN – <i>Über meine Zeit in Madagaskar</i>	144
FRUCHTWASSER MARSCH – <i>Über einen Blasensprung vor Publikum</i>	151

»FLASCHEGEBEN IST DOCH VIEL MODERNER« - <i>Über eine Frau, die nicht stillen wollte</i>	158
»HILFE, DAS KIND KOMMT, ACH NEE, DOCH BLÄHUNGEN« - <i>Über Fehlalarme</i>	163
»MERCIII, DASS ES DICH GIBT« - <i>Über Dankbarkeit</i>	169
BITTE HIER ENTLANG ZUR P.U.S.S.Y. - <i>Über Schamhaarfrisuren und Tattoos</i>	174
»DAS KIND MUSS RAUS« - <i>Über Sprache in der Geburtshilfe</i>	179
»SCHWANGERE DÜRFEN KEINE KETTEN TRAGEN. WHAT?« - <i>Über Aberglauben im Kreißsaal</i>	185
»WIR HABEN DEN TERMIN DOCH EXTRA SO GELEGT« - <i>Über Wunsch-Kaiserschnitte</i>	191
VON STREBERN UND ABSITZERN - <i>Über Geburtsvorbereitungskurse</i>	197
IHR KINDERLEIN KOMMET ALLE AUF EINMAL - <i>Über eine verrückte Nachtschicht</i>	205
»CHEMOTHERAPIE, JETZT?« - <i>Über eine Schwangere mit Brustkrebs</i>	211
»MEIN MANN BESTEHT AUF SEINEM MITTAGSSCHLAF« - <i>Über ungleiche Arbeitsverteilung</i>	220

»DIE ARME KANN NUR NOCH IM SITZEN SCHLAFEN« - <i>Über eine Vierlingsmutter</i>	226
»ICH WOLLTE DAS KIND NICHT SEHEN, SONST HÄTTE ICH ES NICHT GESCHAFFT« - <i>Über Adoption</i>	233
»ICH WILL MEINEN KÖRPER ZURÜCK!« - <i>Über die Rückbildung</i>	239
WALGESÄNGE UND »APOCALYPSE NOW« - <i>Über Musik im Kreißsaal</i>	245
BÜHNE FREI FÜR DIE PLAZENTA - <i>Über ein Superorgan</i>	251
UNWIRKLICH SCHÖN - <i>Über das Wunder der Geburt</i>	257
ZUM SCHLUSS - <i>Guter Hoffnung</i>	263

EINLEITUNG

Maria und Josef 2018

Eigentlich ist es meine Zunft – dieses jahrhundertelange, in vielerlei Hinsicht altmodische Metier – nicht gewohnt, groß in den Medien aufzutauchen. Seit einiger Zeit ist das anders. Spätestens 2017 kamen die Begriffe Hebammenmangel, Kreißsaalschließungen und Haftpflichtproblematik auch Menschen im nicht gebär- und zeugungsfähigen Alter immer öfter unter. Da waren die vielen Zeitungsartikel, die Petitionen im Bundestag, die Demonstrationen und all die Leidensberichte werdender Eltern auf der Suche nach einer Hebamme, sogar die »Lindenstraße« griff das Thema auf. Ich entdeckte Hebammen gesuche am Schwarzen Brett im Supermarkt, in sozialen Netzwerken – und immer wieder auch auf meiner Mailbox. Die Bestechungsversuche häuften sich: »Können Sie uns nicht doch betreuen? Bitte, bitte! Wir zahlen Ihnen auch schwarz den Privatsatz, wir holen Sie auch für jeden Besuch mit dem Auto und fahren Sie danach zurück.«

Der Grund für die Verzweiflung: Es ist immer schwieriger für werdende Eltern, eine Hebamme zur Nachsorge zu finden. Und obwohl in Deutschland immer mehr Kinder geboren werden – die Geburtenziffer ist so hoch wie seit 1973 nicht –, gibt es auch immer weniger Orte, wo diese Kinder zur Welt kommen können. Seit 1991 wurden knapp vierzig Prozent der Geburtsein-

richtungen geschlossen, allein zwischen 2011 und 2016 waren es 785, ein Rückgang um zehn Prozent.

Im Frühjahr 2017 sorgte Christine Niersmann, eine in Fachkreisen bekannte Hebamme, mit einem Posting bei Facebook für Aufsehen: Sie riet Paaren mit Kinderwunsch davon ab, über Ostern zu versuchen, schwanger zu werden, und empfahl, stattdessen zu verhüten: Ein zu diesem Zeitpunkt gezeugtes Kind käme nämlich genau in der heiklen Weihnachts- und Silvesterzeit zur Welt, wo es wegen der vielen Feiertage noch schwerer als sonst sei, eine Hebamme zu finden. Der Beitrag wurde tausendfach gelesen und geteilt. Die Kollegin mit dem Galgenhumor ging sogar noch einen Schritt weiter und schenkte der Welt den Zeug-o-mat, einen Entbindungstermin-Rechner, mit dem sich die Kinderplanung so timen lässt, dass man möglichst keinen Versorgungsengpass erwischt. Letzter Ausweg: Sarkasmus.

Durchaus ernst gemeint war auch die Reisewarnung, die die Elterninitiative Mother Hood im Sommer 2017 für Schwangere aussprach: Wer ein Kind erwarte, solle bestimmte Landstriche in Bayern, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern, Berlin und Hamburg meiden. Tatsächlich gibt es auf Inseln wie Sylt und Föhr keine einzige geburtshilfliche Einrichtung mehr. Auch im Rest der Bundesrepublik hörte man fast wöchentlich von Kreißsälen, die Öffnungszeiten einführten oder wegen Unrentabilität ganz geschlossen wurden.

Der Versorgungsengpass ist letztlich ein Verteilungsproblem. Und Resultat eines Strukturwandels in der Medizin generell: Die medizinische Versorgung zentra-

lisiert sich zunehmend, die Versorgung wird mehr und mehr durch große Klinikzentren sichergestellt. Während diese ausgebaut und noch mehr spezialisiert werden, wird die Versorgung in der Breite, sprich: in den ländlichen Regionen, schlechter.

Der deutsche Hebammenverband dokumentiert das Ganze auf einer »Landkarte der Unterversorgung«: Ende 2018 ist diese Karte von 22800 virtuellen Stecknadeln perforiert, der Großteil verweist auf eklatante Engpässe in der Wochenbettbetreuung, gefolgt von fehlender Schwangerschaftsvorsorge. Die Stecknadeln bündeln sich zu bunten Clustern um die großen Städte und Metropolregionen herum. Das erscheint zunächst paradox: Eben war doch noch vom unterversorgten Land die Rede. Die Erklärung ist der Babyboom. Allein Berlin verzeichnet seit 2006 einen Geburtenanstieg von 25 Prozent, in Hamburg und München ist es ähnlich. Und so ist es zwangsläufig so, dass der Hebammenmangel in den Städten, wo es eigentlich weit mehr Kliniken und Hebammen als auf dem Land gibt, dennoch am deutlichsten spürbar ist. Der Zulauf ist schlicht höher, weil zu den Schwangeren hier auch noch diejenigen kommen, die in den Kleinstädten und Dörfern nichts finden.

Diese Entwicklung bekomme ich in meiner Arbeit fast täglich zu spüren. Nicht nur, dass Nachtschichten, in denen ich bis zu sieben Geburten betreue, keine Seltenheit mehr sind. Nicht nur, dass sich die dramatischen, odysseeartigen Fahrten zu uns mit dem Rettungswagen häufen, weil Schwangere von überlasteten Kliniken abgewiesen werden. Nicht nur, dass wegen der längeren

Anfahrtswege die Zahl der Kinder, die auf Landstraßen, im Taxi oder *vor* unserem Krankenhaus zur Welt kamen, stetig steigt. Ich erlebe auch immer wieder Szenen wie diese:

»Bitte, bitte, können wir vorbeikommen?« Der Mann am Telefon klang verzweifelt. Das Krankenhaus, in dem sie sich ursprünglich angemeldet hatten, sei akut überlastet und hätte sie weitergeschickt. Seitdem hätte er bei drei Kreißsälen angerufen: alle voll. Eigentlich kämen sie aus der Nachbarstadt. Ich überschlug die Entfernung, vierzig Kilometer! Im Hintergrund hörte ich den spitzen Schrei seiner Frau. »Verdammt, können wir uns jetzt ins Auto setzen und losfahren?« – »Natürlich, aber fahren Sie bitte vorsichtig«, sagte ich. Als die beiden bei uns ankamen, war mein erster Gedanke: Das sind Maria und Josef. Genau so muss es gewesen sein, damals in Bethlehem. Die Frau gebeugt, stumm schluchzend, der Mann sorgengerfurcht. Und wütend. »Wie kann das sein, dass wir kein Krankenhaus finden, das uns aufnimmt? Im 21. Jahrhundert? In einer Industrienation?«, brüllte er mich an.

Ich war überfordert in dieser Situation. Der Mann hatte ja Recht. Er prangerte das an, was die Hebammenverbände, was meine Kolleginnen und ich seit Jahren predigten.

Und wie oft hatte ich dabei den Eindruck gewonnen, unser Einsatz für mehr Anerkennung unseres Fachs, unser Wunsch nach einem 1:1-Betreuungsschlüssel werde als Wohlfühlfirlefanz abgetan, als weltfremdes Plädoyer für gehillte Geburten, bei denen die Heb-

amme nebenher ein Deckchen häkeln kann. So falsch, auf so vielen Ebenen.

Es war wie immer beim Thema Pflege: Erst wenn die Menschen politische Fehlentwicklungen individuell erfahren, wenn sie den Sparkurs der Krankenkassen und Kliniken am eigenen Leib spüren, empfinden sie die Umstände als skandalös. Ich stelle es mir verdammt schrecklich vor, ängstlich und überwältigt von den Vorgängen der Geburt zu sein und dann festzustellen, dass ich mir die Hebamme, die mir zugeteilt wird, mit fünf anderen Schwangeren teilen muss. Genau das ist aber längst keine Ausnahme mehr, das zeigt auch der internationale Vergleich: Eine Vollzeit arbeitende Hebamme betreut hierzulande nach Angaben des Hebammenverbands pro Jahr rund 100 Geburten. In Großbritannien und Norwegen sind es nur rund 30.

Frauen, die gerade ein Kind bekommen haben, unterschreiben schnell eine Onlinepetition gegen diesen Missstand, und manche Eltern gehen vielleicht auch mal auf eine Demo. Weil sie *wissen*, wie entscheidend eine gute Betreuung unter der Geburt ist. Allein dass Schwangere nachweislich weniger Schmerzmittel benötigen, wenn medizinisches Personal im Raum ist, dass auch Abweichungen zeitiger erkannt und Komplikationen vermieden werden können ... Aber das Thema rutscht recht schnell wieder von ihrer Agenda. Denn die jungen Eltern sind ja längst mit der nächsten Jagd beschäftigt: nach einer Kita, einer größeren Wohnung, einem Kindergartenplatz.

Vielleicht ist das noch mal wichtig zu sagen: Jede

schwängere Frau in Deutschland hat das Recht auf Hebammenhilfe – und zwar von der Feststellung der Schwangerschaft bis zum Ende der Stillzeit. Schwangere müssen außerdem selbst entscheiden können, wo und wie sie ihr Kind zur Welt bringen möchten. In einem Perinatalzentrum, einem kleinen Krankenhaus, einem hebammengeleiteten Geburtshaus oder in den eigenen vier Wänden. Eine wichtige Form der körperlichen Selbstbestimmung.

Doch diese Wahlfreiheit ist vielerorts in Gefahr, denn zu sinkenden Zahlen geburtshilflicher Einrichtungen kommt auch noch: Immer weniger Hebammen können sich diesen Beruf leisten. Die Zahl der jungen Menschen, die sich zur Hebamme oder zum Entbindungspfleger ausbilden lassen, geht seit Jahren zurück.* Das liegt auch an der Bezahlung: Laut Tarif erhält eine Hebamme für eine Vollzeitstelle im Krankenhaus 2700 Euro brutto (zzgl. Wochenend- und Schichtzuschläge) – in Städten wie München, wo die Mieten horrend sind, nicht allzu viel.

Hinzu kommt der teure Versicherungsschutz: Es gibt nur noch einen Anbieter, und der verlangt für die Berufshaftpflicht einer freien oder Beleghebamme, die selbstständig Geburten begleitet, über 8000 Euro pro Jahr, zehnmal so viel wie noch vor zehn Jahren. Seit

* Die Zahl meiner männlichen Kollegen mag sehr niedrig sein – in Deutschland stehen 24000 Hebammen weit unter 100 Männer in diesem Beruf gegenüber –, dennoch möchte ich sie natürlich nicht übergehen. Der Einfachheit halber und wegen des Leseflusses spreche ich jedoch fortan nur von Hebammen, meine aber alle, die diese Tätigkeit ausüben.

einer Weile gleicht der Gesetzgeber immerhin mit einem Sicherstellungszuschlag einen Teil der Summe aus.

Als Beleghebamme oder freiberufliche Hebamme zu arbeiten ist auch wegen der festen Abrechnungssätze der Krankenkassen wenig lukrativ: Denn diese sind in den letzten Jahren nicht annähernd proportional zur Versicherungsprämie gestiegen. Hebammen können, anders als Elektriker oder Fliesenleger, nicht einfach ihren Stundensatz erhöhen, um in der Selbstständigkeit zu bestehen. Teilzeitmodelle sind für sie kaum rentabel, der Versicherungsbeitrag bleibt nämlich immer der gleiche. Und selbst in Vollzeit ist es finanziell oft ein Verlustgeschäft, denn Hebammen können durch die länger gewordenen Anfahrtswege immer weniger Frauen betreuen. Die Beschäftigung in einem Krankenhaus wiederum bedeutet andere Zwänge: Neben der mäßigen Bezahlung ist das Hebammendasein dort oft ein stressiger Knochenjob aus Schichtdienst, Non-stop-auf-den-Beinen-Sein und hohem Verantwortungsdruck. Die Arbeitszeiten schränken das Sozialleben zudem massiv ein. Die meisten Hebammen, die ich kenne, können über den Begriff Work-Life-Balance jedenfalls nur lachen.

* * *

Es gab neben dem Hebammenmangel aber, wie ich glaube, noch einen zweiten Grund, warum Geburten und die Art und Weise, wie diese ablaufen, zuletzt so sehr Thema waren. Und der hat mit Harvey Weinstein zu tun.

Als eine Konsequenz des Skandals um seine sexuellen Übergriffe und der daraus entstehenden #MeToo-Bewegung verhandelten Frauen plötzlich ein lange tabuisiertes Thema auf breiter gesellschaftlicher Ebene: Gewalt in der Geburtshilfe, oder weniger kämpferisch ausgedrückt: belastende, negative Erfahrungen, die Frauen unter der Geburt gemacht haben. Darunter fallen als brutal wahrgenommene Interventionen bei der Entbindung, etwa der Dammschnitt oder das Kristeller-Manöver, bei dem mit großem Druck auf den Bauch versucht wird, das Baby »anzuschieben«, aber auch Gewalt in der Sprache zählt dazu: abfällige Bemerkungen des medizinischen Personals (»Stellen Sie sich doch nicht so an«) bis hin zu psychischer Erpressung (»Sie wollen doch auch, dass es Ihrem Kind gut geht«).

Seit 2014 gibt es auch in Deutschland den »Roses Revolution Day«, der auf eine Idee der amerikanischen Geburtsaktivistin Jesusa Ricoy zurückgeht und am 25. November zelebriert wird. Betroffene teilen an diesem Tag ihre negativen Erlebnisse per Erfahrungsbericht in den sozialen Medien und / oder legen eine pinke Rose vor dem Kreißaal nieder, in dem sie die betreffende Erfahrung gemacht haben.

Infolge des Skandals um Harvey Weinstein gewann dieser Tag noch mehr an Bedeutung und die Debatte um Gewalt in der Geburtshilfe an Fahrt. In der *Süddeutschen Zeitung* schrieb Meredith Haaf: »MeToo hat dazu geführt, dass die kleinen und großen Grenzüberschreitungen, die Frauen aufgrund ihres Frauseins erleben, derzeit so dringlich diskutiert werden wie lange nicht.

Dabei verschiebt sich zum einen die Grenze dessen, was Frauen glauben, widerspruchslos über sich ergehen lassen zu müssen. Und zum anderen ändert sich das Konzept von Grenzen an sich: Eine unangekündigte Untersuchung mag für die eine Frau eine ertragbare Unannehmlichkeit sein, wenn man am Ende ein gesundes Baby auf dem Arm hält – doch das mindert nicht das Recht der anderen Frau, sie als gewaltvollen Überfall zu erleben, das zu benennen und sich dagegen zu wehren. Das Phänomen ist also kein Debattengespenst oder eines, das nur besonders aufgeklärte Mütter umtreibt: Gewalt in der Geburtshilfe wird von der Weltgesundheitsorganisation als internationales Problem anerkannt und beschrieben.«

Die Soziologin Christina Mundlos, die im selben Artikel zitiert wird, geht davon aus, dass fast die Hälfte aller Frauen im Kreißsaal Erfahrungen mit verbalen oder körperlichen Übergriffen macht. Ich empfinde es jedenfalls als längst überfällig und begrüße es sehr, dass darüber endlich gesprochen wird!

Vor diesen Folien – dem Babyboom, dem Hebammenmangel und der Debatte um Gewalt in der Geburtshilfe – schrieb ich jede Woche meine Kolumne »Die Wehenschreiberin« für das *Magazin der Süddeutschen Zeitung*, und vielleicht hat die neue Sensibilität für all diese Themen auch ein wenig zur Popularität dieser Kolumne beigetragen.

Alles begann im Winter 2016/2017, als mich – mehr oder weniger per Zufall – die Redaktion kontaktierte. Man gehe mit der Idee schwanger, eine Reihe über den

Alltag einer Hebamme zu starten – ob ich mir vorstellen könnte, aus meinem Beruf zu berichten. Tatsächlich hatte ich immer vor, das, was ich Freunden und Bekannten regelmäßig auf ihre Fragen erzähle, mal »richtig« in Form und zu Papier (aka Word-Dokument) zu bringen. Ich sagte Ja, man taufte das Baby »Wehenschreiberin«, und ein Abenteuer begann, von dem ich zunächst dachte, es dauere vielleicht acht Wochen, maximal ein Vierteljahr. Doch die Tatsache, dass die Kolumne von Beginn an gemocht wurde, dass der Kreis der Leser von Woche zu Woche wuchs, ließ mich weiterschreiben und immer weiter.

Für mich war der Kreißsaal schon immer ein Kaleidoskop von Menschen in Extremsituationen gewesen, und ich war froh, als »Wehenschreiberin« die Gelegenheit zu haben, aus der Schlüssellochperspektive zu berichten: Ich erzählte vom alltäglichen Handywahnsinn und WhatsApp-Schreiben unter Presswehen; von Sprachbarrieren und Pantomime-Anleitungen; von ambitionierten Vätern, die beherzt (und splinternackt) zu ihrer Frau in die Wanne steigen, und von solchen, die von ihrem Kind nichts wissen wollen und einfach verschwunden sind.

Die Rückmeldung beflügelte mich, sie war so groß, dass nun ein Buch daraus geworden ist. In einer Zeit, in der das Private immer noch politisch ist, in der Begriffe wie PDA, Stillen und Kaiserschnitt Glaubenskriege auslösen und Zerwürfnisse hervorrufen können, möchte ich vor allem aufklären – aus meiner professionellen und doch subjektiven Sicht. Dabei ist mir natürlich klar, dass ein Arzt oder eine Ärztin, eine Pflegekraft, andere Heb-

ammen oder die Betroffenen selbst jeweils ihren ganz eigenen Blick auf all diese Dinge haben.

Mein Eindruck ist, dass die Themen, die da so für erbitterte Diskussionen zwischen Frauen (und manchen Männern) sorgen, in Wahrheit oft um eine ganz andere Frage kreisen, nämlich: Wie kann ich eine gute Mutter sein? So vermeintlich gleichberechtigt heute Beziehungen geführt werden, die Familiengründung bringt so manche fest geglaubte Überzeugung ins Wanken. Wenn aus zwei Personen drei werden, stellt sich die Frage nach dem eigenen Rollenbild, nach der Wichtigkeit des Berufslebens, der finanziellen Unabhängigkeit und dem Wert des gemeinsamen Familienlebens neu und ganz konkret.

Mit dem Buch will ich mit Mythen und Bewertungen aufräumen, Tabuthemen ansprechen und Eltern Mut machen, ihren ganz eigenen Weg zu finden. Denn wer wie ich so viele unterschiedliche Menschen in der Extremsituation einer Geburt erlebt, lernt vor allem viel über unsere Gesellschaft. Vorurteile verschwinden im Kreißsaal ganz schnell, das stelle ich immer wieder fest: Vermeintliche Schluffi-Männer werden zu Super-Vätern, Mauerblümchen, die erst denken, »sie sterben«, entwickeln unter der Geburt Herkuleskräfte; Ärzte, die arrogant wirken, wissen insgeheim sehr wohl um den Wert der intensiven Betreuung durch die Hebammen.

Wie sollen Kinder in diese Welt starten? Welches Bild haben wir von den Frauen, die sie zur Welt bringen? Wie effizient und reibungslos kann Geburtshilfe sein? Kann sie jemals »rentabel« sein? Ja, das kann sie: Wenn wir als Maß nicht Geld heranziehen, sondern Gesundheit.

Im Zuge der Diskussion um Frauenquoten, um Kinderbetreuungsplätze, um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die seit einigen Jahren in Deutschland geführt wird, geht es letztlich um die Frage, was moderne Elternschaft bedeutet. Es geht um das Muttersein. Wir müssen noch mehr über das Mutter*werden* sprechen. Und einen kleinen Beitrag dazu möchte ich mit diesem Buch leisten.

AUF UROMAS
SPUREN

Eine Geschichte vom Anfang

Es war 2008, ich hatte gerade meinen Abschluss in Jura gemacht, als ich meiner Oma eine wichtige Neuigkeit überbringen wollte. Ich würde nicht an der Uni weitermachen, obwohl ein Dozent sogar eine Promotion angeregt hatte, und würde mich nirgends bewerben, obwohl das Praktikum, das ich in den vorletzten Semesterferien bei der Unternehmensberatung gemacht hatte, gut verlaufen war. Ich war entschlossen, mein Leben in eine andere Richtung zu schubsen.

Ich wollte Hebamme werden. Bei Kaffee, Kuchen und Geschirr mit Goldrand verkündete ich meiner Oma die News. Ich erwartete ein: »Wie schön, was für ein toller Beruf« und hörte stattdessen: »Willst du das wirklich machen?« Es war, ich übertreibe nicht, in ihren Augen der schlimmste Beruf, den ich hätte ergreifen können. Als hätte ich ihr gerade unterbreitet, ab sofort mit Lämmerschlahten mein Geld zu verdienen.

Meine Oma war die Tochter einer Hebamme. Ihre Mutter, also meine Uroma – Kreszentia Böhler (auf sie geht mein Pseudonym zurück), von allen nur Sensi genannt –, hat zeit ihres Lebens auf der schwäbischen Alb Kinder zur Welt gebracht, angeblich waren es am Ende 4900. Ich bin heute, nach etwa zehn Berufsjahren, bei 850. Zu Uroma Sensis Zeiten waren Hausgeburten üblich. Gab es keine schwerwiegenden Komplikationen,

